

Ringvorlesung des Zentrums für Disability Studies im Sommersemester 2007 „Behinderung ohne Behinderte? Perspektiven der Disability Studies“.

24.5. 2007/ Prof. Dr. Iris Beck

Die Bedeutung von Disability Studies für die Ausbildung von Behindertenpädagogen

1. Warum man die Bedeutung begründen muss

Muss man die Bedeutung von Disability Studies für die Ausbildung von Behindertenpädagogen überhaupt begründen? Liegt diese Bedeutung nicht auf der Hand und bedarf keiner weiteren Rechtfertigung? Ganz offensichtlich gibt es zumindest hier in Hamburg ja ein Angebot der Disability Studies, das auf Resonanz stößt, und zwar auch und gerade auf die Resonanz von Studierenden der Behindertenpädagogik, die durch ihre Anwesenheit zeigen, dass sie dieses Angebot für bedeutsam halten. Das Angebot der Disability Studies ist auch für die Erbringung vorgeschriebener Studienleistungen anerkannt, es ist Teil der so genannten Vertiefungssequenz im Studiengang Lehramt Sonderpädagogik, in der individuelle Schwerpunkte im Studium gesetzt werden können. Zum anderen gibt es auch erste prüfungsrelevante Verankerungen, so z.B. für das Begleitseminar von Becker/Mickler, das dieses Semester auch für die pflichtgemäß vorgeschriebene Veranstaltung in der Soziologie im Hauptstudium angerechnet wird. Damit halten es auch die Lehrenden für relevant. Also: alles in Butter?!

Nun ist das Interesse von Studierenden die eine Sache, das Interesse Lehrender eine andere und die Verankerung bestimmter Inhalte in einer Prüfungsordnung wiederum eine andere Sache, die eigenen Regeln und Zwängen unterliegt und in ein Feld sehr divergierender Interessenlagen (Hochschule, Schulbehörde, Schulpraxis) eingespannt ist. Die Disability Studies sind derzeit nicht in einer Prüfungs- oder Studienordnung festgeschrieben; sie fungieren als zusätzliches Angebot auf der Wahlebene. Aber weder die Lehrenden noch die Universität sind derzeit qua Prüfungs- oder Studienordnung gebunden, ein solches Angebot bereit zu stellen und damit auch zu finanzieren. Die Absicherung als für Behindertenpädagogen auf ihre Studienleistungen anzurechnendes Angebot steht und fällt mit der individuellen Bereitschaft oder der Möglichkeit von Lehrenden, dieses Angebot anstelle eigener Veranstaltungen anzuerkennen und mit der Möglichkeit des Zentrums für Disability Studies, weiterhin die Finanzierung für ihr Angebot einzuwerben. Eine implizite Relevanz ist damit zwar bestätigt, sie ist formal jedoch auf der untersten Ebene der Verpflichtung angesiedelt. Bundesweit dürfte dies ähnlich aussehen. Die Disability Studies werden sich jedoch langfristig an der Universität nur dann etablieren, wenn sie neben der Forschungs- auch eine Ausbildungsfunktion haben, und zwar nicht nur für andere

Studiengänge, sondern es geht auch um die Förderung des Nachwuchses für diese neue Disziplin selbst und damit perspektivisch um einen eigenen Studiengang.

Die formale und strukturelle Seite der Verankerung ist für mich aber der inhaltlichen Frage nachgelagert. Denn eine implizite Anerkennung der Bedeutung, sei es durch das Interesse der Studierenden oder der Lehrenden, kann ja „alles Mögliche“ beinhalten; denkbar wäre, dass das Angebot der Disability Studies gerade in Zeiten knapper Kassen und Stellenstreichungen bei wachsenden Lehr- und Prüfungsverpflichtungen eine willkommene Entlastung darstellt und damit Teile der behindertenpädagogischen Lehre einfach „übernimmt“. Der Stellenwert der Disability Studies für die Ausbildung wird dadurch aber genauso wenig deutlich wie das Verhältnis zwischen Disability Studies und Behindertenpädagogik bestimmt wird.

Die Disability Studies wiederum sind ihrerseits ebenso aufgefordert, ihren Standort gegenüber dem Kanon der behindertenpädagogischen Lehr- und Forschungsgebiete zu verorten. Dieser Mühe müssen sich also beide Seiten unterziehen, und ich will dies heute für die Behindertenpädagogik versuchen und hoffe, dass ich damit auch den Zielen und dem Selbstverständnis der Disability Studies gerecht werden kann. Denn der Bezug auf Nachbardisziplinen ist nicht unproblematisch: wir brauchen sie, möchten aber am liebsten selbst die Perspektive bestimmen, unter der der Einbezug geschieht, denn es soll ja auch für „unsere“ Behindertenpädagogen relevant sein. Am besten machen wir die Inhalte deshalb selbst, damit das auch wirklich klappt. So gibt es eine behindertenpädagogische Soziologie und Psychologie, warum nicht auch behindertenpädagogische Disability Studies ? 😊

Bevor aber ich meine Ansichten darlege, möchte ich die Meinung des Plenums erkunden:

Fragen an das Plenum:

- Was sind aus Ihrer Sicht denn Gründe für den Besuch von Disability Studies für Behindertenpädagogen?
- Welchen Stellenwert nehmen die Disability Studies für sie ein?

2. Zwei von vielen Gründen aus der Sicht einer Lehrenden der „Allgemeinen Behindertenpädagogik“ und „Soziologie der Behinderung“: Das soziale Modell von Behinderung und die implizite „Defektlastigkeit“ und Zielverengung der Behindertenpädagogik

Für die Einführung von Disability Studies als Teil der Ausbildung von Behindertenpädagoen sprechen sehr viele Gründe; ich will im folgenden nur 2 herausgreifen, und zwar die, die mir für die Frage des Denkens über und Handelns mit „sonderpädagogisch förderbedürftigen“ oder „behinderten“ Menschen besonders bedeutsam erscheinen. Sie betreffen das Behinderungs- und damit das Menschenbild zum einen und das Aufgabenverständnis, und die Zielorientierung des Handelns zum anderen.

„Die Frage nach der Entstehung der Behinderungen führt uns mit zunehmender Erkenntnis immer häufiger auf den Einfluss gesellschaftlicher Bedingungen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Problem der Behinderung zeichnet je länger, desto deutlicher seine gesellschaftliche Bedingtheit... Die Linie, die in unserer Gesellschaft Nichtbehinderte und Behinderte voneinander trennt, bezeichnet daher eine soziale Distanz, die Behinderung besteht in der erschwerten Teilhabe. Behinderungen verändern die soziale Situation der Betroffenen.“

Christian von Ferber, Soziologie, erstmals 1967, publiziert 1972

Der Soziologe Christian von Ferber hat diese Worte 1967 formuliert, und sie markieren die Entstehung der Soziologie der Behinderung in Deutschland. Behinderung als sozialer Tatbestand der Ausgrenzung und Distanz, das ist das, was die Rede von den „Behinderten“ angesichts der realen individuellen Unterschiedlichkeit der Problemlagen überhaupt rechtfertigt und was ihre Lage kennzeichnet. Für Walter Thimm, der das erste Buch mit dem Titel „Soziologie der Behinderten“ (1972) in Deutschland herausgab, wurden Behinderungen erst existent als

»gesellschaftliche Positionszuschreibung aufgrund vermuteter oder erwiesener Funktionseinschränkungen angesichts gesellschaftlich als wichtig angesehener Funktionen«

(THIMM 1999, S. 10).

Von Ferber nannte hier einseitige Funktionsleistungen wie Schönheit, Leistung, Nützlichkeit, die die Gesellschaft auszeichnet und die dann Behinderung existent und real wirksam als Prozess der Distanzierung und Teilhabeerschwerung werden lassen.

Walter Thimm vertrat ein Verständnis der Soziologie, "nach dem die Soziologie ihre Aufgabe darin sieht, "das Wissen und Verständnis von den gesellschaftlichen Zwängen (...), zu vergrößern und der Praxis dienstbar zu machen [...]. Steht doch zu erwarten, daß Menschen, die in ihrer psycho-physischen Verfassung von der 'Normalität' abweichen, sich im besonderen Maße gesellschaftlichen Zwängen ausgeliefert sehen. Was bedeutet es, als (irgendwie) physisch-psychisch Behinderter in dieser (oder jener) Gesellschaft zu leben, wie können die sozialen Lebenschancen vergrößert werden, diese Fragen stehen im Mittelpunkt einer Soziologie, die Behinderungen als soziale Kategorie in ihr Blickfeld nimmt." (ebd.).

Innerhalb der Behindertenpädagogik waren diese Positionen lange Zeit marginalisiert; mittlerweile sind der Stellenwert sozialer Faktoren und damit einer soziologischen Sichtweise anerkannt, aber diese Anerkennung schlug sich weder in einer entsprechenden Etablierung von Soziologie-Lehrstühlen oder soziologischen Anteilen in der Ausbildung nieder noch kann man sagen, dass ein solches dynamisches und relationales Behinderungsverständnis in der Behindertenpädagogik selbst sich gänzlich durchgesetzt hätte. Auf die teilweise perspektivisch verengte und verkürzte Rezeptionsgeschichte soziologischer Ansätze kann ich hier nicht weiter eingehen. Zumindest fanden entsprechende Forschungsbemühungen oder theoretische Diskussionen ebenso schwer in das Fach Eingang wie die Entwicklungen in den Interessensverbänden der Betroffenen oder Veränderungen auf politischer und gesellschaftlicher Ebene. Ich sehe hier ein Theoriedefizit des Faches, das dazu führt, dass gegenüber einer relationalen Sichtweise von Behinderung sich immer wieder eine zu stark individualisierende Theorie und Praxis durchsetzt. Dieses Manko betrifft zugleich das Aufgabenverständnis und damit die Frage der Zielbegriffe (Integration z.B.). Für Hamburg gilt das sicher weniger, Hamburg steht jedoch nicht beispielhaft für das Fach. Einer der Gründe für die mangelnde Durchsetzung kann die der Pädagogik immanente Konzentration auf das Individuum sein und gerade die Sonderpädagogik betont individualisierende Herangehensweisen und die personale Orientierung sehr stark, sie ist gerade zu das Leitmotiv der letzten 10 Jahre geworden. So positiv und wichtig diese Perspektive ist, geraten die „hinderlichen Bedingungen“ des Umfeldes dabei doch immer wieder aus dem Blick. Und diese sind materielle, aber wesentlich soziale und auch politische Faktoren. Zwar wurde die soziale und politische Bedingtheit immer wieder gesehen und auch auf das Fach selbst bezogen, was dann auch dazu führt, dass man gerne von der „Krise der Behindertenpädagogik“ spricht. Aber die Ursachen für diese Krise, dass sich z.B. Integration im Schulbereich nicht durchsetzt, werden entweder in der Politik und Gesellschaft oder in einer nicht zu bewerkstellenden wirklich allgemeinen Didaktik und Methodik gesehen. Damit gehen oft zugleich Abwehrstrategien gegen eine Qualitätsentwicklung und Evaluation einher, die die tatsächliche Leistungsfähigkeit behindertenpädagogischer Handlungsansätze

und Zielvorstellungen zum Gegenstand der Überprüfung machen würde, so Feuser (2006). Diese Verengung der Zieldebatte auf den fehlenden politischen Willen zur umfassenden Integration und die gleichzeitige Abstinenz bezüglich einer Wirkungsforschung lassen dann Integration zum einen als etwas erscheinen, was sich auf den Schulbereich begrenzt und was zum anderen zwar wünschenswert, aber nicht wirklich „machbar“ ist. Diese zwiespältige Haltung überträgt sich natürlich in die Ausbildung. Die „pädagogische“ Wendung aller Theorien und Zielbegriffe kommt noch hinzu: wenn sich Pädagogik (und damit auch Integration) nur auf Schule bezieht, kann auch nicht gesehen werden, dass Integration weit darüber hinaus reicht und es sehr darauf ankommt, wie auch Sonderschulen Teilhabe ermöglichen und fördern. Dieses Problem verknüpft sich mit einer pädagogischen Haltung als „Interventions“perspektive am Individuum und dem, was Peter Gross und Bernhard Badura einmal „Anbieterdominanz“ nannten (1977): die Macht der Kontrolle über das, was als Problem gesehen wird, wie gehandelt wird und was als Erfolg gilt, liegt einseitig beim professionellen System, und das gilt für alle personenbezogenen Dienstleistungen, nicht nur für die Pädagogik. Das alles aber sind fachimmanente Probleme, für die ich im Moment keine Lösung sehe, solange wir als „Sonderfach“ bestehen und diese Widersprüche zwar benennen, aber nicht lösen können. Es liegt aber schon ein Gewinn darin, sich dessen bewusst zu sein und zumindest nicht mehr im Schwarz-Weiss-Denken von Sonderschule versus Integrationsschule gefangen zu sein.

Wenn Behinderung Identitätsgefährdung und Distanzierung meint, dann kann dieser Gefährdung nur durch symmetrische, gleichberechtigte Kommunikationsstrukturen begegnet werden. Das aber bedeutet zwingend, die Sichtweisen der Betroffenen einzubeziehen, aber eben ohne sie immer zugleich professionell zu werten und zu vereinnahmen. Hier sehe ich eine ganz zentrale Funktion der Disability Studies. Der behindertenpädagogische Behinderungsbegriff, auch wenn er jetzt „sonderpädagogischer Förderbedarf“ heißt, lässt sich, so lange es das Fach als „Sonderfach“ gibt, nicht aus dieser Problematik befreien, dass wir auf der Hinterbühne das ständig produzieren, was wir auf der Vorderbühne zu beheben vorgeben. Genau deshalb darf es z.B. auch mir nicht darum gehen, die Disability Studies „soziologisch“ zu vereinnahmen. Die Disability Studies untersuchen Behinderung interdisziplinär; mit der strikten Orientierung am sozialen Modell, einer eigenen Aufgaben- und Zielbestimmung, die alle Lebensbereiche behinderter Menschen betrifft und damit sehr umfassend wirksam wird, und der Forschung und Lehre durch von Behinderung betroffene Menschen ist für die Behindertenpädagogik eine notwendige, ja zwingende Erweiterung gegeben, die nicht vom Fach selbst geleistet wird und auch teilweise nicht zu leisten ist. In der Konfrontation mit Disability Studies und mit den Forschenden und Lehrenden der Disability Studies erfolgt eine Auseinandersetzung auf Augenhöhe, die die

Identitätserfahrung als künftiger Pädagoge in Richtung Gleichberechtigung korrigieren kann. Die Auseinandersetzung mit Disability Studies verlagert die „Definitionsmacht“ und leistet damit „Enthinderung“. Disability Studies erweitern die Sichtweise auf Behinderung ganz erheblich und stellen Forschungsleistungen bereit, die aus der Behindertenpädagogik heraus nicht erbracht werden (können). Disability Studies sind den Lebenslagen der Betroffenen verpflichtet und repräsentieren diese zugleich; das Partizipationsmodell weist über einen engen Integrationsbegriff hinaus und verbreitert damit die Handlungsperspektiven. Disability Studies nehmen Probleme und Kritik an Lebenssituationen ebenso unmittelbar auf wie Folgen gesellschaftlicher Veränderungen thematisiert und darauf hin bezogene Ziele und Handlungsschritte formuliert werden, aus denen sich wiederum neue pädagogische Ansätze und Ideen ergeben können.

Georg Feuser geht in seiner Kritik am Fach weiter als ich und hat jüngst geäußert, dass der Prozess der Aussonderung von Menschen als Folge eines unhinterfragten Normalitätsdenkens, das Menschen mit davon abweichenden Merkmalen ausgrenzt,

„durch die Fachwissenschaft als gesellschaftlicher (Prozess) verschleiert, wissenschaftlich legitimiert und mittels des Behinderungsbegriffes als der Natur und dem Wesen der Betroffenen entstammend deklariert wird. Auf diese Weise beteiligt sich die Heil- und Sonderpädagogik ... am Prozess der Ausgrenzung“ (2006).

Feuser übersieht dabei, dass Selbsterhaltung und Beharrungsvermögen typisch für Organisationen sind; sie wandeln sich nur langsam und einmal etablierte Regeln sind schwer zu verändern. Innovation kommt deshalb oft von außen, und genau dies trifft auch für den Wandel in der Behindertenhilfe zu: ganz maßgeblich waren und sind es die Interessenvertretungen der Betroffenen, die Reformen durchgesetzt und innovative Handlungskonzepte entwickelt haben, die dann im Nachhinein, oftmals Jahre später, vom professionellen System aufgenommen wurden. Aber die neuen Konzepte erfahren hier oft wieder eine spezifische, professionsgebundene Interpretation, ich erinnere an den Assistenzbegriff. Disability Studies repräsentieren auch „Gegenmodelle“ und praktizierte Veränderung als Enthinderung. Disability Studies sind somit nicht nur zentral für die Studierenden – sie sind zentral für das Fach.

Nachtrag: Die Frage der Einstellungen

In Deutschland kann man in Bezug auf die Einstellungen der Bevölkerung zu Behinderung von einer tendenziellen „Behindertenfreundlichkeit“ sprechen, die aber ambivalent ist. Das

bedeutet, dass neben positiven auch negative Tendenzen vorhanden sind und es dann stärker von der Situation abhängt, welche Seite zum Tragen kommt. Insgesamt haben sich die Einstellungen im Vergleich zu den 70er Jahren, als Helmut von Bracken seine große Repräsentativbefragung der Bevölkerung in Deutschland hierzu durchführte, erheblich verändert, doch sind in Befragungen geäußerte Antworten immer positiver als die tatsächliche Meinung („soziale Erwünschtheit“), so dass die „reale“ Einstellung davon zu unterscheiden ist. Zudem hängen Wissen bzw. Denken und Handeln nicht unmittelbar zusammen (das wissen alle Raucher), so dass man von Äußerungen auch nicht nahtlos auf ein entsprechendes Handeln schließen kann. Von Studierenden der Behindertenpädagogik wird erwartet, dass sie positive Haltungen zu Behinderung haben und diese Erwartung wird gerade im Studium auch bestärkt. In Diskussionen mit Studierenden erlebe ich immer wieder, dass dabei oft die Meinungen anzutreffen ist, „Nichtbehinderte“ im allgemeinen oder Studierende anderer Studiengänge im besonderen hätten negativere Einstellungen als sie Studierende der Behindertenpädagogik haben. Aber ist das tatsächlich so?

Seit Jahren setze ich bei Studierenden im Grundstudium einen Fragebogen zur Einstellung zu Behinderung ein. Daneben gibt es weitere Untersuchungen, u.a. von Marcel Veber in Köln, der Studierende verschiedener Studiengänge in Köln und Hamburg befragte, und jüngst eine Untersuchung von Ellinger/Koch (2006). Sie befragten 556 Studierende der Uni Würzburg und 157 Eltern von Grundschulkindern und zogen dazu wie ich den sprachlich aktualisierten Fragebogen Helmut von Brackens heran, um einen Vergleich zu den Ergebnissen von 1974 ziehen zu können, als ebenfalls (neben anderen Gruppen) Studierende verschiedener Studiengänge und Eltern befragt wurden. Ellinger/Koch gingen von folgenden Thesen aus:

- Zwischen den Untersuchungen von 1974 und 2003 verringern sich die negativen Einstellungen nicht behinderter gegenüber behinderten Menschen.
- Im Vergleich zur Gruppe der Grundschulleitern haben Studierende positivere Einstellungen zu behinderten Menschen sowie zu Integration.
- Studierende in geistes- und sozialwissenschaftlichen Studiengängen, insbesondere in sonderpädagogischen Studiengängen, haben positivere Einstellungen gegenüber geistig behinderten Menschen als Studierende anderer Studiengänge.

Ich gebe die Zusammenfassung der Ergebnisse wieder:

- Hypothese 1 ist bestätigt. Das Wissen über Ursachen von Behinderung hat sich verbessert und es werden auf der Ebene der Gefühle weniger negative Aspekte befürwortet; die Zuschreibungen haben abgenommen. Auf dem Weg von Informiertheit, vor allem aber über das Erleben können Vorurteile abgebaut werden.

Behinderung ist normaler geworden; viel mehr Menschen als 1974 geben an, einen behinderten Menschen zu kennen.

- Hypothese 2 kann nur teilweise beibehalten werden: zwar sind Grundschullehrer eher dafür, geistig behinderte Kinder an Geistigbehindertenschulen zu unterrichten als Studierende. Gefragt aber nach den Nachteilen des gemeinsamen Unterrichts für nicht behinderte Kinder sind die Studierenden erheblich kritischer und stufen den gemeinsamen Unterricht viel problematischer ein als die Eltern.
- Hypothese 3 schließlich muss verworfen werden: die Studierenden unterscheiden sich in den Einstellungen nicht. Dieses Ergebnis wird durch weitere (auch meine) Untersuchungen bestätigt.

Diese und andere Untersuchungen (wie z.B. auch des ZeDis) zeigen ebenfalls, dass das Ursachenwissen von Studierenden der Behindertenpädagogik nicht all zu hoch und tendenziell „schädigungsorientiert“ ist, die Koppelung von Behinderung mit Schädigung und Defizit zumindest in den ersten Studienjahren „normal“ im Sinne des häufig vorkommenden Bildes ist. Ebenso „normal“, also üblich, häufig vorkommend, ist es, dass sich affektive Anteile (Gefühlsebene) und kognitive Anteile (Wissen) über Behinderung unterscheiden. Die affektive Komponente der Einstellung aber ist stärker und veränderungsresistenter als die kognitive und bildet sich im frühen Kindesalter heraus. Diskrepanzen zwischen beiden Anteilen führen zu Spannungen und Störungen im Umgang mit „Andersartigkeit“, zu Distanzierungen, die aber kognitiv nicht bewusst sein müssen. Auch hierüber kann implizit ein „Defizit“-Blick erhalten bleiben. Neuere Untersuchungen von Johannes Mand über die Zuweisungspraxis von Sonderpädagogen bei der Überprüfung auf sonderpädagogischen Förderbedarf zeigen klar, dass es erhebliche Differenzen zwischen der an den Hochschulen gelehrt und auch rechtlich geforderten vorrangigen Prüfung der gemeinsamen Beschulung und den ausgesprochenen Empfehlungen gibt. Eine wichtige Rolle scheint dabei aber zu spielen, ob der Sonderpädagoge Integration überhaupt kennt und wie er sie erlebt hat. Unsicherheiten, Ängste und Spannungen lassen sich am besten aufbrechen in angstfreien Situationen, in denen der so genannte Behinderte in einer gleichberechtigten, anerkannten Rolle agiert und sich der Kontakt auf der Basis gemeinsamer Interessen oder Ziele ergibt, wie z.B. etwas zu lehren und zu lernen. Das Studium der Disability Studies ermöglicht also auch in ganz anderer Hinsicht eine Auseinandersetzung mit Behinderung und eine Möglichkeit der Reflexion, die eine Identitätsentwicklung in Gang setzen kann, in der Gefährdungen von Identität auf beiden Seiten erkannt und bearbeitet werden können.